

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 10

Artikel: Der Weg zur Gemeinschaft
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weg zur Gemeinschaft.

Es sind Unterschiede in den Begabungen, aber derselbe Geist; es sind auch Unterschiede in den Dienstleistungen und doch der gleiche Herr, und es sind auch Unterschiede in den Kraftwirkungen, aber es ist der gleiche Gott, der alles in allen wirkt. Es wird aber jedem die Offenbarung des Geistes in der Weise gegeben, dass sie dem Ganzen frommt. Denn dem Einen wird durch den Geist das Wort der praktischen Weisheit verliehen; einem Andern aber das Wort der theoretischen Erkenntnis, beides dem gleichen Geist entsprechend; einem Andern wieder die Kraft des einfachen Glaubens im gleichen Geiste; einem Andern die Gabe der Heilung im Einen Geiste; einem Andern die Auswirkung von besondern Kräften; einem Andern die Gabe der Verkündigung; einem Andern die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden; einem Andern die Gabe der Inspiration; einem Andern die Fähigkeit, diese Inspiration richtig zu deuten; das Alles aber wirkt der eine und selbe Geist, der Jedem auf besondere Art das Seine zuteilt, nach seinem Wohlgefallen.

Denn wie ja der Leib nur einer ist und doch viele Glieder hat, aber alle Glieder des Leibes, wenn es auch viele sind, doch Einen Leib bilden, so verhält es sich auch mit Christus; denn in Einem Geiste sind wir Alle zu Einem Leibe zusammengetauft — seien wir nun Juden oder Griechen, seien wir Sklaven oder Freie — und sind wir Alle durch Einen Geist getränkt. Der Leib besteht ja nicht aus Einem Glied, sondern aus vielen. Wenn nun der Fuss spricht: „Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leibe,“ so gehört er deswegen doch zum Leibe. Und wenn das Ohr spricht: „Ich bin kein Auge, ich gehöre nicht zum Leibe,“ so gehört es deswegen doch zum Leibe. Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe dann das Gehör? Und wenn das Ganze bloss Gehör, wo bliebe dann das Auge? Nun aber hat Gott jedem der Glieder im Körper die Stellung gegeben, die ihnen zukommt, nach seinem Wohlgefallen. Wenn das Ganze nur ein Glied wäre, wo bliebe dann der Leib? Nun aber gibt es eben einen Leib, weil es viele Glieder gibt. Nicht kann das Auge zur Hand sprechen: „Ich bedarf deiner nicht,“ oder der Kopf zu den Füßen: „Ich bedarf euer nicht,“ sondern umgekehrt müssen gerade diejenigen Glieder des Leibes, die mehr zu sein scheinen, als die geringeren gelten, und geben wir den an sich weniger geehrten Teilen des Leibes grössere Ehre, und wird das weniger Anständige mit desto grösserem Anstand umgeben, während das an sich Anständige dessen nicht bedarf. Aber es hat Gott selbst den Leib so zusammengesetzt, dass er dem Verkürzten grössere Ehre gab, damit es im Leibe keine Parteiungen gebe, sondern die Glieder einander gegenseitig Fürsorge trügen. Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit und wenn ein Glied verherrlicht wird, freuen sich alle Glieder mit. So aber seid ihr der Leib Christi und miteinander seine Glieder.

1. Korinther 12, 4—27.

Es waltet in unserer Generation eine merkwürdige Dialektik: wir sehnen uns nach Gemeinschaft, suchen Gemeinschaft, wie vielleicht nie ein Geschlecht von Menschen, aber wir tun das vielleicht gerade darum, weil wohl nie ein Geschlecht von Menschen vom Geist des Subjektivismus (ja Egoismus) so stark beherrscht gewesen ist wie wir. Daraus ergeben sich für alle die, welche neuen Lebensformen, und zwar solchen, in denen der Nachdruck auf der Gemeinschaft liegt, zustreben, eine schwere Erfahrung: die Erfahrung, dass uns eben dieser Geist, den wir für eine

Gemeinschaft brauchten, fehlt, dass wir heute alles andere eher haben, als Fähigkeit zur Gemeinschaft. Wir wollen Sozialismus, ja Kommunismus, aber seit die Erde steht, sind die Menschen nie unsozialer und unkommunistischer, nie so auf die Wahrung des Eigentums, in jedem Sinne, bedacht gewesen, als eben heute. Wir wollen durch einen Völkerbund die Menschheit zu einer Einheit zusammenfassen, aber noch nie haben die Völker mit einem Fanatismus, der eine Art Religion ist, ihr Selbstrecht und ihren Selbstwert betont wie heute. Die Friedensbewegung selbst zerfällt in offen oder versteckt sich befehdende Gruppen. Wo eine Siedelung gegründet wird, in der nun der Geist des demütigen Dienens die selbstverständliche Atmosphäre sein müsste, da ist das Erste, dass alle Teufel des Geltenwollens in die Teilnehmer fahren. In alle Bewegungen und Organisationen („Leiber“) des Guten (besonders des Guten!) dringt dieser Spaltpilz des Subjektivismus ein. Wir kommen ja auch aus einer Periode her, wo der Subjektivismus unter der Losung der Freiheit, der Persönlichkeit, der Selbstbestimmung sich geradezu auf den Thron der Ethik (oder auch der Anti-Ethik!) gesetzt hatte, und sein Anspruch ist ja auch „prinzipiell“ nicht durchschlagend aufgehoben, diese Lösungen noch nicht widerrufen. So sind denn gerade diese Bewegungen und Organisationen auf neue Einheit hin mit Spaltung und Zersetzung bedroht. Bald geht Einer auf die Seite, weil er nicht genügend zur Geltung kommt, bald bildet sich eine besondere Gruppe, die dann nur noch an ihre Gruppenziele denkt und alles andere mehr oder weniger gering schätzt. Eine eigene Zeitschrift muss sie bald auch haben. Es waltet in dieser Erscheinung nicht etwa bloss das Gesetz der Arbeitsteilung, das selbstverständlich sein Recht hat, sondern doch vor allem jenes separatistische Geltenwollen des Einzelnen oder einer Gruppe, jene subjektivistische Empfindlichkeit, die nicht in erster Linie an die gemeinsame Sache denkt, sondern an das liebe Ich, das zarte, bedeutende Ich. Der „Fuss“ muss doch zeigen, dass er keine „Hand“ ist und das „Auge“, dass es kein „Ohr“ ist! Man muss doch zeigen, dass man etwas Eigenes ist, und das heisst oft: zeigen, dass ein anderer nichts ist, oder doch, dass man sich von ihm deutlich unterscheiden will. Besonders wir Intellektuellen sind von dieser Krankheit zerfressen. Das durch das „Wissen“ aufgeblähte, aber nicht durch „Liebe“ gesättigte Ich (1. Kor. 8, 1) will um jeden Preis sein Recht und seine Ehre. Dieses Ich geht um wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge (1. Petri 5, 8). Ja, es ist ein H u n g e r, der die Gemüter erfüllt, aber nicht ein Hunger nach der „Gerechtigkeit“, sondern ein Hunger nach Befriedigung des Ich als Ich. Darum fehlt es in den heutigen Bewegungen an dem, was man, im besten Sinne (man darf an die Agape oder das Abendmahl denken) S ä t t i g u n g nennen könnte, woraus Freude und Friede strömt. Darum stellt

sich — man erlaube diesen scheinbaren Widerspruch — so leicht der Judas, der treulose Abfall, ja Verrat am Tische der Gemeinschaft ein. Von Judas aber heisst es, dass er ein „Teufel“ sei. In der Tat, es ist in diesem wilden Suchen seiner selbst etwas Satanisches. Diese Saat ist es, die „der Feind“ am liebsten unter den Weizen streut. Darum pflegen vor allem an diesem Uebel gerade die besten und edelsten Sachen zugrunde zu gehen oder doch aufs äusserste geschädigt zu werden. Ach, was könnte man, was hätte man gekonnt, wenn Einheit gewesen wäre! Was bedeutet oft für eine Sache ein einziger Mensch positiv durch Hilfe und Treue, negativ durch Abfall und Verrat. Eine Versammlung, eine Konferenz kann erhöht und gerettet werden, wenn ein Mensch dabei ist und seine Pflicht tut, sie kann entarten und misslingen, wenn einer nicht dabei ist, der hätte dabei sein sollen und auch können, oder wenn einer dabei ist, der es vorzieht, der Stimme zu gehorchen, die da spricht: „Schone doch dein selbst!“ Wie viel hätte man durchsetzen können, wenn man sich einander verpflichtet gefühlt hätte, wenn die zusammengehalten hätten, die doch durch wesentliche gemeinsame Ziele verbunden waren, vielleicht noch sind; so aber fühlte sich jeder genötigt, sein Ich, seine Sache, seine Eigenart dadurch zu betonen, dass er auf die Seite ging, dass er sich seinen eigenen „Kreis“ schuf; so kam es vor allem darauf an, dass man ja nicht etwa mit gewissen andern zusammengerechnet werde, dass man ja nicht in den Verdacht komme, unter einem bestimmten „Einfluss“ zu stehen. Aber dieser subjektivistische, ja im Grund tief egoistische Separatismus bringt denen, die sich dadurch vermehren wollen, nur Verminderung. Es verwelken alle miteinander, weil ihnen der Segen der Gemeinschaft fehlt, weil ihnen dasjenige Leben fehlt, das nur aus dem Einen Leibe strömt, aber den Gliedern verloren geht, wenn sie allein bleiben wollen. So zerfällt die Gruppe wieder in Gruppen; so zerfällt die Gruppe in Individuen; so zerfällt das Individuum in sich selbst, weiss zuletzt selbst nicht mehr, was es ist und will, stürzt sich mit seiner Leere und seinem Hunger, nachdem es in einer Atmosphäre der Freiheit es nicht aushalten konnte, vielleicht einer recht autoritären Bewegung in die Arme, wo man so recht geknechtet wird, wird vielleicht ein Judas, oder geht auch in der Leere zugrunde. Diese Not, die über der ganzen Zeit hängt, wiederholt sich ja durch alle Lebenskreise hindurch bis in die Seele des Einzelnen hinein.

Wo ist die Wurzel dieses grossen Uebels? Und welches ist die Heilung?

Ich bin beim Nachdenken über diese tragische Not, von besonderen Erfahrungen ausgehend, immer wieder auf eine bedeutsame Tatsache entgegengesetzter Art gestossen: auf das Klosterr, besonders das des Mittelalters, und das zu ihm gehörige

Mönchtum. Ihnen ist offenbar gelungen, was uns nicht gelingen will. Sie hielten zusammen, sie zersetzen sich nicht. Zwar ist ja allbekannt, dass andere Uebel reichlich auch in diese Welt eindrangen, und auch Spaltungen blieben nicht aus, aber man erfährt doch nicht, dass Klostergründungen so massenhaft zusammengebrochen wären, wie Siedelungen oder auch Genossenschaften und ähnliche Gebilde in unserer Zeit. Es ging damals. Es geschah, soweit die Regel und der Typus in Betracht kommt, das, was mit Licht und Schatten Carlyle (in „Einst und jetzt“) am Kloster Bury Saint Edmunds klassisch dargestellt hat.

Und warum? Weil die Menschen, die sich in einem Kloster zusammenfanden, nicht aus irgend einer individuellen Begeisterung, irgend einem Willen, sich selbst in einem besonderen Tun zu befriedigen, nicht in irgend einem Eros zusammenkamen, sondern unter dem Gebote einer objektiven Macht. Ihr dienten sie, in Freiheit — denn sie waren in Freiheit Mönche geworden — und in Demut, aber nicht dienten sie sich selbst. Ehrfurcht, nicht Geltenwollen, Gott, nicht das Ich, waren die Atmosphäre, in der sie lebten und atmeten, und darum ging es — ging es, trotzdem sie im übrigen Menschen waren und keine Engel, ja gerade, weil sie nicht Engel sein wollten, sondern sich als Sünder fühlten. Es ging. Bei uns aber geht es nicht, eben weil wir, freilich auf sehr moderne Art, „Engel“ sein wollen, nämlich „Individualitäten“, „Persönlichkeiten“, „Ich“, „wertvolle Menschen“, weil wir unsere Subjektivitäten zusammenlegen, die sich ihrer Natur nach nicht vertragen können, statt uns unter ein gemeinsames Objektives zu beugen; weil wir gross sein und alles uns dienen lassen wollen, statt uns dem, was über uns ist, demütig zur Verfügung zu stellen; weil der Eros uns zusammenführt und nicht die Agape; weil die schlechte Unendlichkeit des selbstischen Hungers und des Eros-Hungers (die im Grunde das Gleiche sind) naturgemäß mit der Unendlichkeit des gleichen Hungers im Andern zusammenstossen müssen und nicht umgekehrt die echte Unendlichkeit diesen Hunger gestillt hat und Einen an den Andern bindet; kurz, weil wir nicht Gott dienen wollen, sondern im Grunde, wenn auch vielleicht in der allerfeinsten Form, uns selbst.

Damit ist aber, meine ich, auch der Weg zur Genesung von diesem Grundübel und damit der Weg zur wirklichen Einheit und Gemeinschaft gezeigt. Unsere Einheit ist Gott, nicht unser noch so begeistertes Selbst. Gott verbindet. Denn er bindet. Er bindet an sich selbst, aber das heisst ja immer, dass er auch an die Menschen bindet. Gott bindet an jede Wahrheit, an jedes Gute. Er ist die heilige Verpflichtung. Durch Gott ist man gegen alles schuldig. Er ist der „Leib“, an dem wir alle „Glieder“ sind. Das heisst: Christus. Wo man in Gott, durch Gott

mit andern Menschen zu einer besondern Sache verbunden ist, da ist man eben nicht Menschen verbunden, sondern ihm, dem Gotte, der sich in Christus als der heilige Vater, die alle seine Kinder umfassende Liebe, kund tut. „Auf dass sie alle Eins seien.“ (Joh. 17, 21.)

Das macht einen gewaltigen Unterschied. Wo man blass mit Menschen verbunden ist, da entledigen sie einem früher oder später. Das ist gar nicht anders möglich. Der Eros ist unbeständig, ist unersättlich. Der Unendlichkeitstrieb in uns kann am Endlichen nicht zufrieden werden, ein Hungernder den andern nicht sättigen. Menschen, die nur als Menschen verbunden sind, und wäre es ursprünglich noch so leidenschaftlich, noch so tief, noch so edel geschehen, sie werden sich satt. Das geschieht in Ehe, Familie, Freundschaft so gut wie in Sachen, Bewegungen, Organisationen; es geschieht auch in Kirche, Staat, Völkerbund. Darum ist man heute einander überall so satt und darum bellum omnium contra omnes. Denn Menschen haben Fehler, Bewegungen haben Fehler, Einrichtungen haben Fehler. Wo man sich einbildet, man sei sie los geworden, treten sie besonders deutlich hervor. An jeder Versammlung kann man sich ärgern. Die Menschen, mit denen man zusammenarbeiten muss, sind zum mindesten einseitig, aber sie sind manchmal auch klein, eitel, launisch, willkürlich, selbstisch angekränkelt, feig, matt, kurz: von Vollkommenheit weit entfernt. Jede Gemeinschaft hat ihre Mängel, auch die beste. Es fehlte daran weder in den Gemeinden des Paulus, noch in denen der Reformation, ja nicht einmal in denen der Quäker oder Herrnhuter. Und die Führer haben ihre Fehler, die grössten Führer oft die grössten Fehler. Wenn man also in subjektivistischer Empfindlichkeit und ohne ebenso intensiv an die eigenen Mängel zu denken den Blick auf dieses Unzulängliche der Menschen und Sachen gerichtet hält, dann müssen sie einem rasch entleiden, dann hat man Anlass genug zum Davonlaufen. Dann bleibt man bald ferne und sucht anderswo etwas Besseres, um es ebensowenig zu finden, bis man sich im eigenen Scheidewasser auflöst — oder einen besseren Weg einschlägt!

Alles wird ja anders, wenn man in Gott und durch Gott mit einer Sache und mit Menschen verbunden ist. Dann leuchtet er und seine Sache als die Sonne darüber, und alles Menschliche, das Schöne wie das Hässliche, tritt in ihren Schein, und das heisst: es tritt davor zurück. Das Schöne ist viel weniger des betreffenden Menschen, den man darum beneiden müsste, als Gottes, der es ihm gegeben hat und den man darob lobt, das Hässliche aber wird auf der einen Seite — gerade wenn man Gottes Ehre vor Augen hat — menschliche Selbstverständlichkeit, auf der andern Seite aber eigene Schuld und damit zugleich eine Aufgabe. Es tritt aber von Gott aus besonders ins Licht, was doch jedes Einzelne

für das Ganze bedeutet. Jedes hat doch seine Gaben. Einem ist praktische Weisheit, einem andern theoretische Einsicht, einem dritten Organisationsgabe, einem vierten treffende Rede oder Schrift, einem fünften eine besondere Kraft des persönlichen Wesens, einem sechsten vielleicht eine eigene Fähigkeit zu helfen, zu heilen und zu trösten, noch einem weitern eine grosse Energie, noch einem andern eine stille, starke Treue und Lauterkeit gegeben und so fort. Bei allen sind diese Gaben wohl mit Kehrseiten verbunden, aber bei allen zeigt sich, wie man sie gerade mit ihrer Besonderheit braucht. Es mag dieses oder jenes für gewöhnlich weniger leuchten, aber siehe da, es kommt ein Augenblick, wo man gerade für es, für seine Art, seine Gabe, seinen Posten besonders dankbar ist. Und so ist, im Lichte Gottes geschaut, eigentlich jedes gleich viel wert, nein, das „Geringere“ mehr als das, welches äusserlich mehr glänzt. Denn diese „Umwertung der Werte“ tritt immer ein, sobald Gott ins Spiel tritt. Man freut sich also vor Gott all dieser Mannigfaltigkeit; man weiss, wie nötig sie ist; man weiss, wie sie dem Ganzen frommt; man weiss, dass Gott sie geschaffen hat; man weiss, dass ohne sie die Entleidung, die Monotonie, der Tod einträte. Denn es gehören zu einem Leibe viele Glieder; ein Glied allein bildet keinen Leib. Und gerade diese Mannigfaltigkeit öffnet den Blick in die Unendlichkeit, aus der alles wirkliche Leben lebt.

Aber nun hört auch die Subjektivität auf, die von Spaltung zu Spaltung führt. Denn Gott ist heilige Bindung. Ob man immer mag oder nicht, ob man manchmal verdrossen, verletzt, müde ist, man gehört zur Sache, gehört der Sache, weil man Gott gehört. Darum, so oft einem die Entleidung kommen möchte, gibt man sich doch immer wieder her, um Gottes willen, im tiefen, echten Sinne dieses Wortes. Man kann sich von innen her ändern, kann anderer Meinung werden, aber es ist einem nicht möglich, untreu zu werden; man kann nicht kalten Herzens abseits gehen, sich auf sich selbst zurückziehen. Man ist gebunden, man ist in Pflicht. Man empfindet darum aber auch allen Zwiespalt, wie er ja auch aus verhältnismässig reinen Quellen kommen kann, tief schmerzlich; man ist immer zur Einigung bereit, wenn es irgend sein kann. Gott bindet; Gott ist heilige Verpflichtung; Gott macht schuldig gegen Alle und Alles. Gott gibt jedem sein heiliges Recht, aber wer das sieht, der sieht es vor allem auch im andern, im andern Menschen, im andern Volk, in der andern Sache. Christus macht die Menschheit zu einem Leibe. In ihm entsteht aus der Gemeinschaft die Gemeinde. In ihm wird man treu. Ihn erlebt man nicht bloss im Sakrament, er ist das Sakrament der Einheit.

Denn nun ist an Stelle des Eros die Agape getreten. Nun hat die Wut jenes Hungers aufgehört, worin eine schlechte Unendlichkeit die andere verzehrt. Gott ist Sättigung der Seele mit echter

Unendlichkeit. Echte Unendlichkeit aber macht reich. Wer auf diese Art reich ist, will nicht, wie jener leere Subjektivismus, immer und überall nur nehmen, sondern er will geben. Der Mensch, der etwas von ihm erfahren hat, sucht nicht die Gemeinschaft bloss um seinen Hunger zu stillen, um sie, stark ausgedrückt, für sein Ich auszubeuten, sondern um etwas von seinem Reichtum weiterzugeben. Er hungert nach Gemeinschaft in einem andern Sinne. Er braucht sich auch nicht zu betonen, weil er sich von Gott betont weiss. Darob ist er aber, statt still hochmütig, still demütig geworden. Er kann dienen und fühlt sich darob wahrhaftig nicht zurückgesetzt. Er muss dienen und ist darin selig. Und das ist dann der völlige Untergang jenes bösen Subjektivismus. Dieser Geist ist die Erlösung jeder Gemeinschaft und die Erlösung jeder Seele vom Satanismus und Verderben des Selbstdienstes zum Heil des Gottes- und Menschendienstes. Dass dieser Geist noch da ist, dass er zum göttlichen Erbe, zum noch nicht ganz vertanen Erbe Christi gehört, dass es auch immer und überall Menschen gibt, in denen er mit wunderbarer Selbstverständlichkeit lebt, das ist in der Gegenwart unser Trost und unsere Rettung; dass er wunderbar, aus dem Wunder, das Gott ist, neu geboren und unendlich verstärkt erwache, das ist unsere soziale Hoffnung der Hoffnungen, nein besser, höher gesagt: das ist das Herz unserer Bitte um den heiligen Geist!

Und das also ist die Heilung des grossen Schadens, das der Weg zur Einheit im Völkerleben, in der Menschheit, in der Christenheit, wie in Bewegungen, Gemeinschaften, Sachen, und das auch der Weg zur Einheit in der Seele jedes Einzelnen. Wir müssen aus unserer subjektivistischen Erkrankung, die ein Kind des Dunkels und der Leere ist, in die Sonne des Lebens, die Gott ist und der Bruder und die Gemeinde; wir müssen unter einer neuen Objektivität zu uns selbst kommen. Denn nicht das ist ja unsere Meinung — selbstverständlich! — dass das Recht der Subjektivität vor dem der Objektivität, dass die Freiheit vor der Bindung völlig zurücktreten, ja zunichte werden solle. Das ist bloss der Irrtum der heutigen Reaktion. Nein, wir wollen weder Vinet und Kierkegaard, noch Luther und Paulus verleugnen, bei denen Freiheit nie ohne Liebe und Liebe nie ohne Freiheit, sondern stets beides verbunden Christi echte Gabe ist. Es soll auch Subjektivität und Freiheit aus Gott neu geboren werden. Was wir heute als Subjektivität und Freiheit vor uns sehen und tadeln, ist ja, wie wir gezeigt haben, bloss Leere, bloss Hunger, bloss schlechte Unendlichkeit, bloss Nichtbesitz seiner Selbst und darum an sich Knechtschaft und zum Umschlagen in äussere Knechtschaft jederzeit bereit. Wirkliches Selbstsein, wirkliche Freiheit, wirkliche Selbstbestimmung gibt es nur in Gott und aus Gott. Nur wenn Gott zu uns du sagst, werden wir wirklich ein

Ich; nur wenn Gott uns betont, werden wir gross (und klein zugleich); nur wenn Gott uns von der Welt (und von uns selbst) erlöst, werden wir frei. Wir sind heute so schwach und so feig, weil wir dies nicht haben, weil wir auf uns selbst angewiesen, weil wir leer sind. Menschen, die in Gott reich und demütig geworden sind, werden ganz anders als unser Geschlecht der Welt als Freie gegenüberstehen. Und das werden zugleich gerade die Menschen sein, die wieder Gemeinschaft haben und Gemeinde bilden können. Gerade in Gott lässt man einander auch frei und nur in ihm, wie man nur in ihm dienen kann. Freiheit wird zu Liebe, zu dem „köstlicheren Wege“, von dem Paulus am Schlusse des Kapitels redet, aus dem unser Leitwort stammt und der in dem berühmten darauf folgenden dargestellt wird; aber es wird auch Liebe zu Freiheit. Das ist aber so wenig jene sentimentale Phrasenliebe der Modernen, als es ihre leere Freiheit ist. Die in Gott gesättigten und gebundenen Menschen werden auf neue Art sowohl Einsame als Gemeinsame sein.

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemanden untertan — durch den Glauben;

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die Liebe.“ L. R a g a z.

Der Löwe Tolstoi.

Wie dem heiligen Hieronymus, dieweil sein Geist über den Dingen dieser Welt schweift, der zahme, bezwungene Löwe zu Füssen liegt, gehört zur Legende Tolstois sein Vorname Leo. Eine Legende, die uns den heiligen russischen Bauern vor Augen führt, in der vom Gurt gehaltenen faltigen Bluse, in weichen Lederstiefeln, den Gott-Vater-Kopf vom silberweissen Bart, ja von einer etwas durchgestigten Mähne umrahmt, die bekannte, gutmütige Nase, tiefliegende Augen, deren Blick als durchdringend, keine Unwahrheit zulassend, geschildert wird, Furchen in der Stirne, um Nase und Mund, in die wir unendlich viel durchgemachtes Leid, Mitleiden mit den Mitmenschen, Entzagung, Güte, Liebe hineindeuten dürfen. Die Legende Tolstois erzählt uns von einem jungen Grafen aus uraltem Adelsgeschlecht —, Herr über weite Ländereien und Leibeigene, der des Zaren Offizier wurde, mit dem Heer in die Krim zog, die Festung Sebastopol verteidigen half, ein Graf, dem Wein, Weib und Gesang nicht unbekannt blieben, der ehrbürtig, weil er das Tapferkeitskreuz nicht erhielt, da nicht Feldherr über Soldaten, so doch General im Heere der Schriftsteller werden wollte, und um dessentwillen seine ersten Dichtungen schuf, ein Graf, der eine fünfzehn Jahre jüngere Adelige heiratete, mit ihr auf sein Gut Jassnaja Pol-